

# „Wenn wir nichts bewegen, wer bleibt dann noch?“

Nicht mal eine deutsche Botschaft gibt es mehr in Kabul. Doch Anne Marie und Peter Schwitek aus Würzburg sind noch da. Seit 20 Jahren trotzen sie den Krisen im Land und **unterrichten afghanische Kinder** – dort, wo es für sie am sichersten ist: in Moscheen

TEXT THERESA BREUER

Es ist kaum sieben Uhr morgens, aber der Verkehr in Kabul staut sich schon. Anne Marie und Peter Schwitek, 76 und 78 Jahre alt, halten sich an den Hintersitzen des klapprigen Minibusses fest, den ihr Fahrer stockend durch die Autoschlangen manövriert. Anschnallgurte gibt es nicht. Anne Marie Schwitek seufzt, als wieder jemand hupt, und für einen Moment wirkt das deutsche Rentnerpaar aus Randersacker bei Würzburg im chaotischen Afghanistan deplatziert. Dabei kennt sich im Land kaum ein Ausländer so gut aus wie die beiden.

An diesem Montagmorgen sind sie auf dem Weg in den Stadtteil Qala Tscha im Südosten Kabuls, um eines ihrer Projekte zu besuchen. „Ofarin“ heißt der Verein, den das Paar noch zu Taliban-Zeiten gegründet hat. Der Name steht für „Organisation zur Förderung regionaler afghanischer Initiativen und Nachbarschaftshilfen“ und unterhält seit 20 Jahren Schulprojekte in Moscheen. Zehntausenden Jungen und Mädchen, manchmal auch Erwachsenen, haben die Schwitteks im kriegszerrütteten Afghanistan das Lesen und Schreiben beigebracht.

Die deutsche Botschaft in Kabul ist seit einem Bombenanschlag im Mai 2017 geschlossen. Doch die Schwitteks sind noch da. Von allen, die nach 2001, nach dem Einmarsch der Amerikaner, kamen, um Afghanistan wieder aufzubauen, gehören sie zu den

wenigen, die durchhalten. Weil sie fest überzeugt sind, dass nur Bildung diesem Land wieder auf die Beine helfen kann.

Der Fahrer hält vor der Madressah-e-Hazrat-e-Omar bin Khtab-Moschee in Qala Tscha. Der zwei-stöckige Betonbau liegt am Ende einer ungepflaster-ten Straße. Die Schwitteks gehen durch das blaue Eingangstor, im Erdgeschoss sitzen Kinder zwischen sechs und zehn Jahren auf einem mit Säbeln und Palmen bedruckten Teppich und hören ihren Lehrern zu. Etwa 400 Schüler werden in der Moschee unterrichtet, fast 50 Lehrer sind im Einsatz. Es ist heiß und stickig in den Räumen, einzelne Stimmen gehen im allgemeinen Gemurmel unter; weil es keine Klassenräume gibt, sitzen die Schülergruppen nebeneinander, vor ihnen je eine rollbare Schiefertafel.

Etwa zweimal die Woche besuchen die Schwitteks in Kabul Schulen, die sie fördern, vor Ort. Manchmal stehen sie in der letzten Reihe und beobachten nur. Wenn sie das Gefühl haben, dass der Unterricht zu frontal wird und der Lehrer nicht genug auf die Kinder eingeht, schreiten sie ein. Manchmal übernimmt dann Peter Schwitek den Unterricht für einen Moment. Heute aber gibt es dafür keinen Grund. Schwitteks sind zufrieden.

Eine der älteren Schülerinnen ist Khatira. Wie alt sie genau ist, weiß sie nicht, „vielleicht 30“, schätzt ▶



**Alphabet und Koran**  
Moscheen sind Orte der Tradition – deshalb lassen Eltern ihre Töchter dort zur Schule gehen



**Motiviert** Lesen zu können bedeutet für Mädchen Zukunft



**Eingespielt** Peter Schwittek war früher Mathematikdozent, Anne Marie Sozialarbeiterin



**Offen für Frauen** Die Moschee im Stadtteil Qala Tscha in Kabul

sie. Sie hat nie lesen, schreiben oder rechnen gelernt, und an Jahreszahlen kann sie sich nicht orientieren. Nun besucht sie seit zwei Monaten regelmäßig den Moschee-Unterricht, sie will nichts verpassen. „Schließlich habe ich zum ersten Mal die Chance, zur Schule zu gehen“, sagt sie mit leiser Stimme. „Jedes Mal, wenn ich jemanden gesehen habe, der lesen und schreiben konnte, hat es mir einen Stich versetzt.“

Dann habe sie in ihrer Nachbarschaft von dem Moschee-Unterricht erfahren. Ihr Mann, Taxifahrer und selbst Analphabet, erlaubte ihr, hinzugehen – unter der Bedingung, dass sie die fünf gemeinsamen Kinder und den Haushalt nicht vernachlässige. Immer häufiger könne sie auf dem Weg zur Moschee jetzt Buchstaben und Wörter erkennen. „Es eröffnet sich auf einmal eine neue Welt“, sagt sie und lächelt schüchtern. Dann zeigt sie auf ihre kleine Tochter neben sich: „Und ich hoffe, dass die Schule meiner Tochter eine bessere Zukunft gibt.“

**E**s sind Geschichten wie die von Khatira und ihrer Tochter, die das Ehepaar Schwittek im Land halten. Bildung und Rechte für alle Afghanen sollte der Einmarsch der Amerikaner 2001 bringen, stattdessen ist die Sicherheitslage heute desolater denn je. Seit Anfang 2018 wurden allein in Kabul mehrere Hundert Menschen bei Anschlägen getötet. Schulpflicht besteht nur auf dem Papier. Und selbst die Kinder, die nach zwölf Jahren in den staatlichen Schulen ihren Abschluss machen, können oft nicht richtig lesen und schreiben.

Besonders für Ausländer ist Kabul gefährlich. Westler mieten sich entweder in ein gut gesichertes Wohnhaus ein und fahren mit gepanzerten Fahrzeugen durch die Stadt. Oder sie verhalten sich so unauffällig wie möglich. Die Schwitteks haben eine

**Frei  
bewegen  
können  
sie sich  
nur im  
eigenen  
Garten -  
die Stadt  
ist zu  
gefährlich**

Mischung aus beidem gewählt. Ihr zweistöckiges Haus liegt in einem mittelständischen Viertel. Mit Stacheldraht gesicherte Mauern umgeben das Gelände. Mit den Nachbarn haben sie keinen Kontakt, wissen aber, wer sie sind. „Die Menschen hier sind misstrauisch“, sagt Peter Schwittek. Wenn sich die beiden frei bewegen wollen, bleibt ihnen nur der eigene Garten. Weintrauben und Maulbeerbäume wachsen dort, ein bisschen Grün im grauen Kabul. Einfach durch die Stadt zu spazieren wäre lebensgefährlich, immer wieder werden Ausländer entführt oder vor ihrer Haustür erschossen, auch in Schwitteks Straße ist das schon passiert.

Denkt man sich die Mauern weg, könnte das Haus auch in einer deutschen Kleinstadt stehen; in ihm zwei nette, ältere Herrschaften, die gern in Ruhe ihren Kaffee trinken. Auf dem Esstisch steht eine Schale mit Bonbons auf einer braunen Tischdecke, die Einrichtung ist spärlich. Anne Marie Schwittek, Brille, kinnlange Haare, ist ein eher stiller Mensch, ihr Mann Peter in Strickjacke und Gesundheitssandalen führt meistens das Wort. Beiden haftet etwas Stoisches an; wenn sie erzählen, ergänzen sich meistens, sie wirken wie ein perfekt eingespieltes Team.

Keine Fotos mit wichtigen Persönlichkeiten an den Wänden, keine zur Schau gestellten Urkunden oder Auszeichnungen deuten auf die Leistung hin, die die Schwitteks in den vergangenen zwei Jahrzehnten erbracht haben: Mädchen und Jungen da auszubilden, wo das staatliche Bildungssystem versagt und wo auch das Geld, das die EU in Förderprogramme und den Bau von Mädchenschulen investiert hat, wenig nützt. „Entweder man macht etwas, weil man daran glaubt, oder man sollte es sein lassen“, sagt Peter Schwittek.

Dass ihr Unterricht in Moscheen stattfindet, hat mit den Traditionen des Landes und den wech-

selnden Regimen zu tun. Noch immer wollen viele Familien vor allem ihre Töchter nicht in eine öffentliche Schule schicken. Sie sorgen sich, dass niemand kontrolliert, mit wem die Mädchen auf dem Schulweg sprechen. Viele Familien fürchten um ihren Ruf. „Der Kulturkampf in diesem Land hat so lange ange dauert, dass Moscheen die einzigen Orte sind, denen die Menschen noch vertrauen“, sagt Peter Schwittek. „Sollten wieder die Taliban an die Macht kommen, will sich niemand vorwerfen lassen, er sei doch damals so liberal gewesen und habe seine Töchter zur Schule geschickt.“ Wer seine Tochter aber in eine Moschee gehen lasse, sei auf der sicheren Seite.

Die Begeisterung der Schwitteks für Afghanistan nahm 1973 ihren Anfang, als das Paar das erste Mal nach Kabul reiste. Peter Schwittek hatte über ein Austauschprogramm der Universität Bonn eine

**V**on dem Sturz ins Chaos – 1979 marschierte die Sowjetunion in Afghanistan ein, es folgten Bürgerkriege, die Herrschaft der Taliban – ließ sich das Paar nicht abschrecken. „Man gewöhnt sich ja eben doch an alles“, sagt Anne Marie Schwittek, es klingt nicht gleichgültig, eher auf pragmatische Weise abgeklärt, nach einer Haltung, zu der sie finden musste, um die Sorge, die jede Reise ihres Mannes begleitete, auszuhalten.

1998 begann Schwittek mit einigen afghanischen Lehrern, Kinder heimlich in Privathäusern zu unterrichten, Mädchen wie Jungen. Die meisten Schulen waren unter den Taliban geschlossen worden; die, die noch zugänglich waren, unterrichteten nur Jungs. „Es lief anfangs chaotisch“, sagt er und stellt seine Tasse ab. „Es war für uns gefährlich, in die Privathäuser zu gehen. Das Projekt dümpelte mehr vor sich hin, als dass es etwas bewegte.“

Bis eines Tages ein Mullah vor seiner Tür stand. Erst erschrak Schwittek – in Zeiten, in denen die Taliban Menschen öffentlich in Stadien hinrichten ließen, konnte der Besuch eines Geistlichen nichts Gutes bedeuten. Doch der Mullah sagte ihm, er halte das Schulprojekt für eine gute Idee und bot an, den Unterricht in seine Moschee zu verlegen; sollten die Taliban darauf kommen, würde er die Verantwortung übernehmen. Fünf Wochen später standen Männer vor seiner Tür. Wieder erschrak Schwittek. „Doch sie drohten nicht, sie sagten: ‚Es gibt Moscheen, in denen es noch viel wichtiger wäre.‘“ Bald danach unterrichteten Schwitteks Lehrer in Dutzenden Moscheen Kabuls.

Beide glauben, dass die Taliban sie ganz bewusst gewähren ließen. Die Anhänger der Taliban stammten aus Flüchtlingslagern in Pakistan und Iran, sie hatten nie lesen und schreiben gelernt, und der

**SCHULE FÜR ALLE**

Das Ofarin-Projekt ([www.ofarin.de](http://www.ofarin.de)) des Ehepaars Schwittek unterrichtet Kinder aus armen, ungebildeten und/oder konservativen Familien bis zum Niveau einer dritten deutschen Grundschulklasse in Lesen, Schreiben und Rechnen. **Mehrere Zehntausend Mädchen und Jungen** durchliefen die Kurse bereits. Noch im vergangenen letzten Jahr betreute das Projekt 9000 Kinder; jetzt, nach dem Wegfall des bisherigen Sponsors, sind es noch 5000 Kinder in 145 Klassen, vor allem in Kabul, sowie insgesamt 41 Klassen in den nordöstlichen Provinzen Logar und Panjshir.

**Spenden für OFARIN e.V.:**  
DE 85 7905 0000 0360 1044 18

FOTOS: JULI REINHARDT/ZEITENSPIEGEL, SABINE LUDWIG, ERIN TREIB

Führungsriege war klar: Analphabeten würden auf Dauer keine Posten in Ministerien besetzen können. „Da saßen teilweise Leute, die den Pass falsch herum hielten, weil sie ihn nicht lesen konnten“, sagt Anne Marie Schwittek. Mullah Omar, damals Anführer der Taliban und fünf Jahre Staatsoberhaupt des sogenannten „Islamischen Emirats Afghanistan“, wollte Schwitteks Programm sogar aufs ganze Land ausweiten. Es kam nicht mehr dazu.

**W**enn man die beiden fragt, was sie motiviert, sich noch immer mit einem Land auseinanderzusetzen, das viele Organisationen als hoffnungslosen Fall betrachten, hört man keine flammenden Reden. Eher knappe, pragmatische Antworten: „Die Arbeit gefällt uns eben“, sagt Peter Schwittek. „Wir sind da mehr so hineingeraten“, sagt Anne Marie Schwittek. „Es hat an keiner Stelle eine Grundsatzentscheidung gegeben.“

Seit Anne Marie Schwittek 2008 in Rente gegangen ist, arbeitet auch sie für Ofarin und pendelt mit ihrem Mann zwischen Würzburg und Kabul. Sie gibt den Mitarbeitern Englischunterricht und hat ein Vorschulprogramm aufgebaut, in dem die Kinder Begriffe wie links und rechts, oben und unten lernen. „Das klingt vielleicht banal“, sagt sie, „aber viele Grundschulkinder in Afghanistan können zum Beispiel Farben nicht benennen.“

Sie führt ins obere Stockwerk ihres Hauses, wo neben zwei Schlafzimmern ein großes Arbeitszimmer liegt. Dort sitzen drei afghanische Mitarbeiter, die Arbeitsblätter für die nächsten Wochen sortieren. Schwittek deutet auf eine gigantische Kopiermaschine im Flur: „Die ist neu, die alte hat uns immer Probleme gemacht, aber jetzt geht das alles ratzfatz“, sagt sie. Ihren Unterricht haben Schwitteks immer selbst gestaltet. Beide sprechen die Amtssprache Dari, doch sie entwickeln Aufgaben und Sätze mithilfe von Übersetzern, drucken und kopieren und tackern am Ende alles zusammen.

Zwar muss sich das Paar die Unterrichtsblätter vom Bildungsministerium absegnen lassen. „Aber das hatte noch nie etwas auszusetzen“, sagt Peter Schwittek. „Manchmal kommt eher mal ein Angestellter und sagt: ‚Können wir vielleicht nicht Esel in der Matheaufgabe addieren, sondern Ziegen? Esel sind so unreine Tiere.‘“

„Es herrscht ein guter Gemeinschaftsgeist bei uns“, sagt Anne Marie Schwittek. Zwar habe es auch Mitarbeiter gegeben, die das Paar um Geld betrogen; aus der Ruhe hat sie das nicht gebracht. „Wir haben solche bösen Geschichten ernsthaft aufgearbeitet und die Bösewichte rausgeworfen. Das hat die übrigen Mitarbeiter umso fester zusammengeschweißt“, sagt Peter Schwittek. Beide werfen nicht gern mit großen Worten oder dramatischen Geschichten um sich. Auf die Frage, ob sie jemals bedroht worden



**Zusammen lernen**  
Kathira geht mit ihrer Tochter in die Schule

**„Die Leute hier könnten so viel mehr leisten, wenn man ihnen die Chance gäbe“**

sein, müssen beide lange überlegen: „Och, nee“, sagt Peter Schwittek schließlich.

Gefahr für ihre Arbeit droht derzeit von anderer Seite. Mitte 2017 ist ihr Hauptsponsor, das katholische Hilfswerk Misereor, abgesprungen, das Ofarin seit 2005 unterstützt hat. Die Organisation hatte den Schwitteks jährlich knapp 670 000 Euro zur Verfügung gestellt. Das, sagen Schwitteks, habe Misereor nicht mehr verantworten wollen, weil Afghanistan zu gefährlich sei, um Mitarbeiter zu schicken, die Projekte wie Ofarin überprüften.

200 Lehrer und Hilfskräfte mussten sie entlassen. Das Projekt schrumpfte von über 500 auf weniger als 200 Klassen zusammen. Auch das Vorschulprojekt läuft derzeit wegen der fehlenden Finanzierung nicht. „Das ist schon sehr frustrierend“, sagt Peter Schwittek, „wir müssen Projekte schließen, weil wir unser Personal nicht mehr bezahlen können.“ Dabei arbeiteten 57 Lehrer sogar unbezahlt weiter. Eine der freiwilligen Lehrerinnen habe ihm gesagt, Wissen weiterzugeben sei eine heilige Aufgabe.

Mit aller Kraft haben sie im letzten Jahr neue Sponsoren gesucht, sich Tag für Tag durch Webseiten von Stiftungen geklickt. Inzwischen spenden zwei Schweizer Stiftungen genug Geld, um das Projekt bis Ende 2018 fortzusetzen. „Aber wir leben von der Hand in den Mund“, sagt Peter Schwittek. Ob es nächstes Jahr weitergeht, ist fraglich. Zum Aufgeben aber, sagen sie, ist es noch zu früh. „Aber die Menschen hier könnten so viel mehr leisten, wenn man ihnen die Chance gäbe“, sagt Peter Schwittek. „Wenn wir nichts bewegen können, wer bleibt dann noch?“



Seit Anfang des Jahres lebt **Theresa Breuer** in Afghanistan und hat in der Zeit mehr Anschläge erlebt als in den Jahren zuvor als Reporterin in anderen Krisengebieten. Wie gelassen die Schwitteks mit der Unsicherheit umgehen, fand sie bemerkenswert.